

Mit Jesus für eine neue Politik der Würde

Das «neue Evangelium» des Theatermachers Milo Rau verknüpft die Bibel mit der Flüchtlingskrise und der Ausbeutung der Feldarbeiterinnen und -arbeiter in Süditalien. Von Peter Surber



Dreharbeiten zu Milo Raus «Neuem Evangelium» in Süditalien (Bilder: Fruitmarket Langfilm)

«Seit drei Wochen inszeniere ich in Süditalien einen modernen Jesusfilm. Der Gottessohn wird vom kamerunischen Aktivistin Yvan Sagnet gespielt, seine Apostelinnen und Apostel sind Flüchtlinge, Kleinbauern, Aktivistin, Sexarbeiterinnen: eine revolutionäre Gegengesellschaft im Kleinen, wie sie in Süditalien im Windschatten einer von den Grosskonzernen und der Mafia kontrollierten Gesellschaft entstanden ist. Obwohl wir die Bibel-Szenen in klassischen Kostümen spielen, geht es uns nicht darum, wie das Leben Christi «wirklich» war: Es geht um die Parallelen zum heutigen Europa.»

So hat Regisseur Milo Rau in seiner Kolumne in der deutschen Tageszeitung «taz» sein aktuelles Film- und Theaterprojekt eingeführt. *Il nuovo vangelo* (Das neue Evangelium) heisst es, begleitet von einer Kampagne unter dem Titel *Rivolta della dignita* (Revolte der Würde), welche neben Raus eigenem Produktionsensemble, dem International Institute for Political Murder (IIPM), von rund 30 entwicklungs- und linken Organisationen mitgetragen wird. Das Ziel sei, «eine breite Front gegen die Politik Salvinis zu schaffen», schreibt Rau. «Es ist ein für Süditalien historisch einzigartiger Versuch: Erstmals kämpfen italienische Kleinbauern und Migranten Seite an Seite, erstmals beginnt eine politische Initiative gemeinsam in den wilden Flüchtlingslagern, in den Bauern- und Anwaltsvereinigungen und den anarchistischen Gruppen.»

Mit dabei sind auch Darstellerinnen und Darsteller aus den Bibelfilmen von Pier-Paolo Pasolini und Mel Gibson. Pasolinis Verfilmung des Matthäus-Evangeliums von 1964 dient Rau als Vorbild – bis hin zur zentralen Spielstätte, der historischen Stadt Matera, die damals wie heute Jerusalem «verkörpert». Die Stationen der Verfilmung folgen dem historischen Passionsgeschehen: Am 28. September war in Matera der Einzug Jesu in Jerusalem geplant, am 5. Oktober sollen die Verurteilung durch Pontius Pilatus und der Kreuzweg nachgespielt werden, am 6. Oktober die Kreuzigung, vier Tage später, dann zumal im Nationaltheater Rom, die «Auferstehung» in Form einer welt-

weiten Kampagne für ein globales Bürgerrecht, die hier ihren Anfang nimmt. Am 10. November schliesslich ist, in der Nachfolge der Missionsreisen des Apostels Paulus, die «erste Mission» geplant, ein Kongress im Rahmen des Transeuropa Festivals in Palermo.

Zum Auftakt lancierte die «Rivolta della dignita» ein Manifest. Es beginnt mit den Worten: «Die europäische Idee steht vor ihrem Ende. Eine Politik der Angst, der Ausgrenzung und der Ausbeutung ist an den Platz der Prinzipien der Freiheit, der Gleichheit und der Menschenwürde getreten, auf die sich die Europäische Union in ihrem Gründungsvertrag bedingungslos verpflichtet hat.» Insbesondere kritisiert das Manifest, «dass Millionen Geflüchtete mitten in Europa für die Produktion von Billigprodukten ausgebeutet werden», und geisselt die Untätigkeit gegenüber den Flüchtlingen auf dem Mittelmeer sowie die Kriminalisierung der Retterinnen und Retter.

Dann folgt ein radikales Sechs-Punkte-Programm. Es fordert ein globales Reise- und Niederlassungsrecht inklusive Reisedokumente für alle, menschenwürdige Arbeitsbedingungen, realistische Preise für Produkte und eine Nahrungsmittelproduktion, die der Natur und dem Gemeinwohl dient, statt zerstörerische Monokulturen zu fördern. Zudem propagiert es die Besetzung von ungenutzter Infrastruktur und verlassenem Land. «Erheben wir uns, im Namen der Menschenwürde und aller jetzigen und späteren Generationen», heisst es im Manifest. (red)

Jesus in Matera

Kann man, darf man die Passion Jesu «nachspielen»? Wie tagesaktuell die Bibel und die herrschaftskritische Haltung des frühen Christentums angesichts der heutigen Flüchtlingspolitik sein können, zeigen die folgenden theologischen Stichworte.
Von Rolf Bossart

Jesus ist am Kreuz gestorben. Diese als einzige auch mit ausserbiblischen Quellen einigermaßen sicher belegbare Tatsache hat in den letzten 2000 Jahren immer wieder zu heftigen, teils unversöhnlichen Debatten geführt. War Jesus Opfer seines eigenen religiösen Wahns, von Intrigen oder von Gewalt der römischen Besatzungsmacht? War sein Tod Teil eines göttlichen Heilsplans oder Folge seines konsequenten Einsatzes für die Armen und Machtlosen?

Was auch immer die Antwort war, es ist nie gelungen, ein Christentum zu etablieren, das die jesuanische Verbindung von Spiritualität und Aktion, Frömmigkeit und Zivilcourage, Vorbereitung fürs Jenseits und Einsatz fürs Diesseits ganz trennen konnte. Das heisst, wer immer Jesus «only for your heart» propagierte, musste wissen, dass andere mit ihm auch die Mächtigen vom Thron stürzten, und wer immer mit Jesus «Selig die Armen, aber wehe den Reichen» predigte, bekam zu hören, dass keiner gut ist ausser Gott.

Das heisst: Es gab nie eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Jesus, die einen ganz für ihre Zwecke gereinigten Jesus präsentieren konnte. Das gilt für die Kirchen und ebenso für die Kunst. Letztere nimmt ihn gerne gerade wegen seiner Zweideutigkeit und Mehrfachkodierung unter Vertrag. So auch das neue Projekt *Il nuovo vangelo* beziehungsweise *La rivolta della dignita* von Milo Rau, in dem ich eine Art theologischen Beraterdienst versah. Aus dieser Perspektive sind auch die nachfolgenden Überlegungen zu Aktualität und Mehrdeutigkeit der Figur Jesus zu verstehen. Die kurzen Texte beziehen sich auf Stichworte aus den vorbereitenden Diskussionen.

Pasolinis Jesus

In Pasolinis Film *Das Matthäusevangelium (Il vangelo secondo Matteo, 1964)* ist Jesus gleichzeitig der Softie und der bis ins Irrationale gesteigerte Eiferer: besänftigend und ängstigend. Ein Heros, der die Doppeldeutigkeit des Heiligen als Kippfigur zwischen Heilen und Einschüchtern verkörpert.

Wagnis und Engagement

Georges Casalis, französischer Befreiungstheologe und Résistance-Mitglied, schrieb: «In der Zeit des Widerstands im Zweiten Weltkrieg lautete unsere Parole immer: Die Gründe, wofür wir leben, sind wichtiger als das Leben selbst. Auch in der widerständigen Kirche Deutschlands, zu der Karl Barth gehörte, zitierten sie immer wieder Psalm 63,4: «Deine Güte ist besser denn Leben». Auch der Schluss des Kommunistischen Manifests scheint direkt von diesem Pathos zu zehren: «Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen.»

Eine neue Bergpredigt

Die Bergpredigt beziehungsweise die Feldrede bei Lukas ist vor allem ein Aufruf zur Feindesliebe, zur Heiligkeit einiger weniger, die allein sich um die

Gerechtigkeit der Welt sorgen müssen. Sie spitzt jene jüdisch-christliche Haltung zu, wo einerseits die Gesetze zwar das Zentrum der göttlichen Ordnung für die Menschen darstellen, letztlich aber immer nur dazu dienen können, gerade das Schlimmste zu verhindern. Und dass, wer andererseits die Welt wirklich bessern will, die Kraft zur Vergebung haben muss, die Kraft, das Böse an sich selber totlaufen zu lassen. Eine Kraft, die wiederum nur in bestimmten Situationen und immer nur wenigen gegeben ist.

Die Bergpredigt stellt diese überfordernde Forderung, die aber dank der Liebe als dem göttlichen Element im Menschen (als Kraft, die geben kann, ohne zurückzufordern) den Menschen möglich ist. Eine neue Bergpredigt müsste diese Dimension zur Geltung bringen und vor allem den Widerstand Jesu gegen das Äquivalenzprinzip «Gleiches mit Gleichem vergelten» verdeutlichen.

Solidarisch sein heisst daher, das zu tun, was nicht sowieso gefordert ist, heisst nicht primär Ausgleich. Sondern heisst, das kapitalistische Äquivalenzprinzip aufzubrechen, heisst heute, das, was in der Weltwirtschaft oder unter dem Konkurrenzprinzip alle tun, gerade nicht zu tun, kann also heissen, die ultimative Leistung in der Produktivität – die man auch als im Kapitalismus pervertierte, überfordernde Forderung der Bergpredigt verstehen kann – wieder in Akten der Moral zu suchen, heisst für Schweizer Firmen, sich an höhere Standards zu halten als die anderen, heisst für das schweizerische Asylwesen, sich zu mehr zu verpflichten als die EU leisten will, heisst für Arbeitgeber, sich nicht am Gesetzes-Minimum zu orientieren und so weiter.

Inszenierung der Bergpredigt

Vielleicht kann man sich an die Bergpredigt mit Szenen annähern, in denen klar wird, inwiefern eine Art von Gesetzestreue, beispielsweise bei Migrations- und Umweltgesetzen oder bei unbedingter Familien- oder Sippenloyalität, das Übel eher vermehrt statt verhindert. Und dass gleichzeitig die überfordernde Forderung der Bergpredigt nur als Ausnahme, nach deren Vorbild es dringend jeweils eine Gesetzesanpassung braucht, wirksam sein kann und nicht als dauerhafte heroische Kompensationshandlung jenseits der Gesetze. Zu diesem Kontext gehört Jesu Kritik der Familiensolidarität: «Wenn ihr nur gut zu denen seid, die auch gut zu euch sind, was habt ihr denn davon, das tun auch die Sünder.» / «Wer nicht Vater und Mutter gering achtet um meinethwillen ... »)

Als Ergänzung hierzu Markus 10, 17-31: «Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher ins Himmelreich kommt.» Dieser Reiche im Gleichnis ist ein Beispiel für das Problem des Sich-aufder-sicheren-Seite-Fühlens des Gesetzestreuens, für das Problem des zynischen Pochens auf Erfüllung und Legalität, auf das Jesus in der Bergpredigt aufmerksam macht. Eine andere Szene ist die mit der Ehebrecherin, wo ebenfalls gezeigt wird, dass Jesus das Gesetz nicht aufhebt, es aber bei seiner unmenschlichen, weil gnadenlosen Seite packt. Im Zentrum steht dabei wieder das Problem der Selbstge-

Sklavenarbeit

«Die Hauptrollen des «Neuen Evangeliums» werden von Migrant*innen, Kleinbauern und Aktivist*innen gespielt. Denn der Reisende, der sich dem Stiefelabsatz nähert, landet mitten in dem, was Karl Marx einst die «ursprüngliche Akkumulation» genannt hat. Ein auf eine halbe Million Menschen geschätztes Heer von afrikanischen Sklavenarbeitern vegetiert in den über die Landschaft verteilten Lagern und Ghettos dahin, nur um auf Tomaten- oder Orangenplantagen für eine Handvoll Euro pro Tag ausgebeutet zu werden.

Sklaven sind diese Menschen, weil sie keine Papiere haben, weil sie in Schulden stecken, weil sie aufgrund des Dublin-Abkommens weder vor noch zurück können. Eine Art umgedrehte Globalisierung hat Südtalien zum Laboratorium des ultraliberalen Kapitalismus gemacht: Während im ausgehenden 20. Jahrhundert die Produktionsbetriebe zur billigen Arbeit gebracht wurden, wird im beginnenden 21. Jahrhundert die Arbeitskraft nach Europa geschleust.»

Milo Rau in der «taz»



rechtigkeit als grösstes Übel derjenigen, die sich die Gesetze nach ihrem Gusto machen und sich dann mit deren Einhaltung brüsten.

Teilen als sinnstiftender Akt

Die Ethik des Teilens als sinnstiftende Geste zwischen Menschen, wie sie etwa im Abendmahl oder im Brotwunder erzählt wird, ist vergleichbar mit der sozialistischen Idee, dass das Teilen von Armut zugleich Luxus und Elend verhindert. Wo geteilt wird, bleiben zwar alle arm, aber niemand lebt in Luxus und niemand versinkt im Elend.

Das Teilen in diesem Sinn schafft im Urchristentum die Gemeinde und später die Ekklesia, die ja nichts anderes als «neue Ensembles» beziehungsweise unter den herrschenden Bedingungen im römischen Reich «unmögliche Kollektive» waren: Die Abendmahlsgesellschaft konstituiert sich im doppelten Zeichen, dass der Mensch Brot braucht, aber nicht nur Brot, sondern auch geistige Nahrung, Schönheit, Hoffnung – wie im sozialistischen Slogan: «Brot und Rosen». Es entsteht eine urchristliche, von Jesus gestiftete Mahlgemeinschaft, die ohne konkrete Umsturzabsicht die gängigen Werte ausser Kraft setzt, weil sie diese im Namen eines Grösseren gering achtet.

Abendmahl und Brotbrechen

Jesus sagt in der Versuchungsgeschichte (Matthäus 4,4): «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern auch aus dem Wort.» Dies steht in dialektischem Bezug zur Brotwunderszene Matthäus 15, 32, wo die Botschaft lautet: Der Mensch lebt nicht vom Wort allein, sondern er braucht auch Brot. Daran erinnert das Abendmahl, wo Wort und Brot, Vergeistigung und Verkörperung, Botschaft und Leib verschmelzen. Indem Jesus, der als obdachloser Wanderprediger seine berühmten Mahlgemeinschaften nur als Gast von anderen abhalten konnte, selber das Brot brach, brach er damit zugleich mit den herrschenden Sitten, die nur dem Gastgeber das Brotbrechen erlaubten: Das heisst, der Gast legitimiert sich selber als ebenbürtig zum Hausherrn und setzt so ausser Kraft, dass der Gast – wie ein jüdisches Sprichwort sagt – am dritten Tag wie ein Fisch zu stinken beginnt.

Zu kritisieren wäre mit dieser Geste die Bezeichnung des Asylrechts als Gastrecht, ein Begriff, der anzeigt, dass man nicht vorhat, die Migrantinnen

und Migranten irgendwann als mit denselben Rechten ausgestattete Bürgerinnen und Bürger anzuerkennen.

Christliche Kritik an der Unantastbarkeit des Eigentums

In der Enzyklika *Populorum Progressio* formulierte Papst Paul VI. 1967 eine von heute aus betrachtet ziemlich radikale Eigentumskritik, die sehr nahe am befreiungstheologischen Postulat einer «Befreiung durch Gerechtigkeit» ist: «Das Privateigentum ist also für niemand ein unbedingtes und unumschränktes Recht. (...) Sollte ein Konflikt zwischen den wohlverworbenen Rechten des einzelnen und den Grundbedürfnissen der Gemeinschaft entstehen, dann ist es an der staatlichen Gewalt unter aktiver Beteiligung der einzelnen und der Gruppen, eine Lösung zu suchen. (...) Das Gemeinwohl verlangt deshalb manchmal eine Enteignung, wenn ein Besitz wegen seiner Grösse, seiner geringen oder überhaupt nicht erfolgten Nutzung, wegen des Elends, das die Bevölkerung durch ihn erfährt, wegen eines beträchtlichen Schadens, den die Interessen des Landes erleiden, dem Gemeinwohl hemmend im Weg steht.»

Gerechtigkeit als Skandal

Gottes Gerechtigkeit gibt bei Jesus nicht allen gleichviel, sie schwächt die Reichen und die Gesättigten, ist aber auf alle Seiten skandalös, gerade auch für die Gerechtigkeitsvorstellungen der Guten.

Beispiel 1, das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Matthäus 20,1 ff): Wer nur eine Stunde arbeitet, erhält gleichviel Lohn wie diejenigen, die acht Stunden arbeiten, weil alle denselben Bedarf haben.

Beispiel 2, das Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lukas 15,11 ff): Der Vater vergibt dem jüngeren Sohn, der das ganze Erbe verprasst hat, indem er ihm mit dem Anteil des braven älteren Sohnes ein Fest ausrichtet.

Beispiel 3, die Herrschenden als Unterdrücker (Markus 10,42-44): «Da rief Jesus sie zu sich und sagte: Ihr wisst, dass die, die als Herrscher gelten, ihre Völker unterdrücken und ihre Grossen ihre Macht gegen sie gebrauchen. Bei euch aber soll es nicht so sein, sondern wer bei euch gross sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der Erste sein will, soll der Sklave aller sein.»

Rolf Bossart, 1970, ist Theologe in St.Gallen und langjähriger Mitarbeiter von Milo Rau und dessen International Institute of Political Murder.

Vertuschte Taten, verpfuschte Kindheit

Auch die Sprache spielt eine Rolle in François Ozons neuem Film *Grâce à Dieu*, der die «Affaire Preynat» aufarbeitet. Doch die wichtigste Rolle spielen die Opfer der sexuellen Übergriffe eines Priesters in Lyon. Von Corinne Riedener

Der Fall hat in Frankreich hohe Wellen geworfen: Père Bernard Preynat soll zwischen 1986 und 1991 dutzende minderjährige Jungen missbraucht haben. Und Kardinal Philippe Barbarin, der Erzbischof der Lyoner Diözese, hat es vertuscht. Im März wurde Barbarin wegen Nichtanzeige der sexuellen Übergriffe auf Minderjährige unter 15 Jahren und unterbliebene Hilfeleistung zu sechs Monaten auf Bewährung verurteilt. Er ging in Berufung, hat aber seinen Rücktritt eingereicht. Im Juli wurde Bernard Preynat von einem Kirchengericht des sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen für schuldig befunden. Dafür kassierte er die Höchststrafe: die Entfernung aus dem klerikalen Stand. Das Zivilverfahren gegen ihn läuft noch.

François Ozon hat aus diesem harten Stoff keinen Dokumentarfilm gemacht, wie anfangs geplant, sondern ein dokumentarisches Drama. Als Grundlage diente ihm, nebst vielen Gesprächen mit Preynats Opfern, auch das umfangreiche Material, das die Vereinigung «La Parole Libérée», ein Zusammenschluss seiner Missbrauchsopfer, gesammelt hat: Mails, Briefe, Erfahrungsberichte. Herausgekommen ist eine episodenhafte Reise aus der Ohnmacht heraus, ein Lehrstück über institutionelles Verschweigen und die Kraft des Zusammenstuns.

Die Spannung ergibt sich nicht aus Preynats Übergriffen, sie werden von ihm nie bestritten. Das Spannende an *Grâce à Dieu* ist der Weg aus dem jahrzehntelangen Stillschweigen in die gemeinsame Bewältigung und schliesslich ins Rampenlicht. Es ist aber kein Film gegen die Kirche. Oder wie die Mitglieder der Parole Libérée einmal sagen: «Wir machen es für die Kirche, nicht gegen sie.»

Salbadernd statt schuldbewusst

Alles beginnt 2014 mit Alexandre, einem gläubigen, gutbürgerlichen Familienvater, gespielt von Melvil Poupard. «Hat Père Preynat dich auch befummelt?», wird er eines Tages von einem ehemaligen Schulfreund gefragt – und alles kommt wieder hoch: Von neun bis zwölf, als junger Pfadfinder, hat ihn der Priester wiederholt sexuell missbraucht. Alexandre erinnert sich an die Zungenküsse, den schweren Atem, den dicken Bauch. Als er erfährt, dass Preynat immer noch Jugendarbeit macht, will Alexandre intervenieren. Er hofft auf die Einsicht seiner Diözese, spricht mit der Kirchenpsychologin, mit Kardinal Barbarin – und schliesslich auch mit Preynat, der zwar mit ihm beten, aber ihn nicht um Verzeihung bitten will.

Im ersten Teil des Films, der als Dreier-Stafette angelegt ist, herrscht eine unterschwellige Unruhe, obwohl der ständig herumeilende Alexandre durchaus überlegt und gefasst agiert.



Emmanuel mit seiner Mutter Irène (Josiane Balasko).

Schon hier zeichnet sich die perfide Rolle der Sprache ab. Alexandre selber spricht kaum, dafür hört man Voice-Over-Auszüge seiner Korrespondenz mit dem Kardinal und der Kirchenpsychologin. Ihre Antworten trafen nur so vor Scheinheiligkeit, und auch im direkten Gespräch salbadert Barbarin ganz unerträglich verträglich vor sich hin.

Alexandre, (gut)gläubig wie er ist, hofft, dass Preynat ausgeschlossen und bestraft wird. Was natürlich nicht passiert, also zeigt er ihn an. Hier kommt François (Denis Menochet) ins Spiel. Eine Kämpfernatur, leidenschaftlicher Atheist und ebenfalls Opfer von Preynat. Die Polizei stößt er im Rahmen ihrer Ermittlungen auf. «Was ist das für ein Idiot, der erst jetzt aufwacht», sagt er anfangs über Alexandre. «Der will doch nur Geld machen.» Solche Argumente kommen in der Regel nicht von Betroffenen. Schon kurz darauf jedoch prügelt François seine ganze Wut über Preynat in sein Schlagzeug – und gründet zusammen mit Gilles, einem weiteren Opfer, die Parole Libérée.

Das Ziel: Öffentlichkeit schaffen, die katholische Omertà brechen, die Oberen zum Handeln zwingen. Denn der grössere Skandal ist, dass alle von den Übergriffen wussten, dass eine ganze Diözese den pädophilen Pfarrer gedeckt hat, auch nach mehrmaliger Intervention von Eltern und Angehörigen. Preynat, gespielt von Bernard Verley, beteuert, er habe seine Vorgesetzten mehrmals über seine «Neigungen» informiert, aber es seien halt «andere Zeiten gewesen» damals. Gott sei Dank – *Grâce à Dieu* – seien die Taten verjährt, sagt Barbarin einmal an einer Medienkonferenz. Auch der Filmtitel spielt mit der Macht der Worte.

Ringend um die Sprache

Die Parole Libérée wächst. Sie bringt nicht nur die Übergriffe zur Anzeige, sondern auch das Schweigekartell. Auch der fragile Emmanuel, gespielt von Swann Arlaud, ist Mitglied. Um ihn geht es im dritten Teil. Emmanuel ist Epileptiker, hochbegabt und gehört, anders als Alexandre und François, nicht zum gutsituierten Bürgertum. Preynat hat sein Leben verpfuscht, hat auch körperliche Spuren hinterlassen. Das alles wühlt Emmanuel enorm auf. Er kämpft. Auch mit seiner Lebensgefährtin. Und mit sich selber, als ihn Preynat bei der Gegenüberstellung konsequent immer noch duzt.

Da ist sie wieder, die Sprache. Mal subtil, mal salbungsvoll, mal schlicht unterirdisch. In *Grâce à Dieu* spielt auch sie eine Hauptrolle. Wenn die Protagonisten Witze machen übers Fotolabor, wo sie früher missbraucht wurden. Wenn Kardinal Barbarin Pädophilie und Homosexualität im selben Atemzug nennt. Oder wenn er Alexandre korrigiert, weil er den Begriff «Pädophilie» verwendet – weil das übersetzt Kinderliebe heisse und Gott selber die Kinder ja auch liebe.

Der gläubige Alexandre, der kämpferische François und der fragile Emmanuel: Mit diesem Dreiergespann hat Ozon ein unerhörtes Stück der jüngeren französischen Kirchengeschichte geschickt und einfühlsam aufgearbeitet. Aus der Perspektive der Überlebenden, nicht als Gerichts-drama oder reisserisches Biopic, sondern vielschichtig und respektvoll, ja beinahe sachlich. So, dass am Schluss auch die Frage von Alexandres Sohn Platz hat: «Glaubst du noch an Gott, Papa?»